

Vorwort

Das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis sowie die Frage, ob wissenschaftliche Forschung gesellschaftlich relevant sei oder zumindest sein solle, ist ein Dauerthema der Wissenschaftsforschung. Vorstellungen wissenschaftlicher Autonomie auf der einen und Forderungen nach gesellschaftlicher Relevanz auf der anderen Seite begleiten und bestimmen in vielerlei Hinsicht den wissenschaftlichen Alltag. Jede wissenschaftliche Disziplin, jede Universität, jedes Institut, jedes Forschungsprojekt, jede Forscherin ist mit diesem Spannungsverhältnis konfrontiert und aufgefordert, sich darin zu positionieren. In der Folge entstehen Selbstbeschreibungen der Wissenschaft, in denen das Problem in die Form von gleichermaßen eingängigen wie diffusen Formeln übersetzt wird: Man verweist auf die potenzielle ›Anwendungsrelevanz der Grundlagenforschung‹, man verkündet den ›Abschied vom Elfenbeintum‹, man baut ›Brücken zwischen Theorie und Praxis‹ und man verpflichtet sich auf eine Optimierung des ›Wissenstransfers zwischen Wissenschaft und Gesellschaft‹. Die Wissenschaftsforschung wiederum versucht dann über Umwege und über Indikatoren – gemessen werden etwa die verwertbaren Patente, die universitären Ausgründungen, der Berufserfolg von Universitätsabsolventen oder die öffentliche Sichtbarkeit wissenschaftlicher Persönlichkeiten – herauszufinden, wie praxisrelevant die Forschung tatsächlich ist. Diese Untersuchungen aber verlieren sich häufig in Trivialitäten und reproduzieren damit jene ritualisierten Selbstbeschreibungen, in denen das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis eine je zeitgemäße diskursive Form gefunden hat. Die vorliegende Arbeit versucht zu diesen Diskussionen Distanz aufzubauen, indem sie keine Stellung bezieht hinsichtlich der Fragen, ob und inwieweit Wissenschaft gesellschaftlich relevantes Wissen produziert und ob sie heute systematischer in den Anwendungskontext integriert ist als früher. Erforscht wird stattdessen die Eigendynamik der Kommunikation über die Praxis, gefragt wird nach der historischen Genese, Bedeutung und Funktion von Autonomiediskursen und Praxisdiskursen, und gezeigt wird, dass es in der Spannung zwischen diesen diskursiven Formationen nicht eigentlich um die Praxis, sondern um die prekäre und immer neu zu stabilisierende Identität der Wissenschaft selbst geht. Anders formuliert: Gerade wenn die Wissenschaft über ihr ›Außen‹, über das ›Andere‹ spricht, definiert sie sich selbst, reflektiert eigene Zielsetzungen und reproduziert sich damit als genuin gesellschaftlicher Funktionszusammenhang.

Die vorliegende Arbeit geht auf meine Dissertation zurück, die unter dem Titel »Diesseits der Wahrheit: Studien zur diskursiven Konstruktion einer gesellschaftlich relevanten Wissenschaft« im März 2012 an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld eingereicht wurde. Sie entstand im Rahmen des Graduiertenkollegs »Auf dem Weg in die Wissensgesellschaft« am Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT) und wurde für die ersten drei Jahre durch ein Dissertationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziert. Gefördert wurde die Arbeit weiter durch ein Rektoratsstipendium der Universität Bielefeld sowie durch das Berliner Jobcenter, die Fertigstellung schließlich erfolgte im Rahmen einer Mitarbeiterstelle bei Alfons Bora. Letzterem gilt mein besonderer Dank, ohne sein Vertrauen in die Umsetzbarkeit des sperrigen Themas, seine über die Jahre ungebrochene Unterstützung in jeglicher Hinsicht und seine hervorragende Betreuung wäre die Studie nicht möglich gewesen. Auch meinem Zweitbetreuer, Michael Huber, danke ich für viele anregende Diskussionen, Kommentare und eine große Gestaltungsfreiheit. Das Bielefelder Graduiertenkolleg ermöglichte es mir, mich umfassend in die Wissenschaftssoziologie einzuarbeiten und gleichzeitig Nachhilfe in den benachbarten Disziplinen der Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftsgeschichte zu erhalten; für die spannenden, irritierenden und lehrreichen Diskussionen bedanke ich mich bei allen Mitgliedern. Erwähnt sei auch der Berliner Luhmannring als einmaliger Gesprächszusammenhang, ohne den die Idee des Projektes wahrscheinlich nicht aufgekommen wäre. Hervorheben möchte ich die Rolle all derer, mit denen ich mich im Verlauf der Jahre über das Projekt und seine Nebenwirkungen austauschen konnte: Sören Carlson, Hanna Engelmeier, Tim Flink, Martina Franzen, Laura Gersch, Margitta Giera, Anna Henkel, Mirco Limpinsel, Björn Martin, Marc Mölders, Fran Osrecki, Sarah Pogoda, Stefan Priester, Nora Schmidt, Martin Schmucker und Rüdiger Traxler. Gedankt sei abschließend all denjenigen, die Teile des Manuskripts gelesen, geprüft und kommentiert haben.

Die Länge der Arbeit legt es nahe, in Form einer kurzen Leseanleitung eine je nach Erkenntnisinteresse selektive Lektüre zu ermöglichen. Das erste Kapitel enthält einen ausführlichen Problemaufriss, hier wird der Gegenstand des Buches in einer ersten Annäherung mit Hilfe der Unterscheidung von Autonomiediskursen und Praxisdiskursen bestimmt; außerdem wird der disziplinäre Standpunkt und die Fragestellung entwickelt. Die nächsten drei Kapitel dienen in erster Linie der Theoriearbeit, sie verorten die Arbeit im Kontext der Wissenschaftssoziologie (Kap. 2) und der Differenzierungstheorie (Kap. 3), wobei jeweils die Frage im Vordergrund steht, wie ein soziologischer Wissenschaftsbegriff aussehen kann, der die verfolgte Fragestellung zu operationalisieren erlaubt. Für die dabei diagnostizierten Probleme der gegenwärtigen Konzeptualisierungen des Wissenschaftssystems werden im vierten Kapitel Lösungen vorgeschlagen.

Dieses Kapitel enthält das theoretische Grundgerüst für die empirischen Studien und erläutert, warum die Wissenschaftssoziologie ihren Gegenstand nicht angemessen erfasst, solange sie sich im Sinne der traditionellen Ansätze nur auf die Institutionen der Wissenschaft auf der einen, das wissenschaftliche Wissen auf der anderen Seite konzentriert. Vielmehr, so die These, bedarf es zusätzlich einer systematischen Auseinandersetzung mit der *Semantik der Wissenschaft*. Gemeint ist damit, in einer ersten Annäherung, der Gesamtkomplex von Ideologien und Werten, Selbstbeschreibungen und Reflexionstheorien, aber auch, und durchaus im Sinne der Wissenschaftstheorie, Theorien und Methoden, in den der abstrakte Code des Wissenschaftssystems eingebettet und durch den er in Operation gehalten wird.

Das fünfte Kapitel dient der methodologischen Reflexion und leitet über zu den empirischen Studien. Während in den Kapiteln 2 bis 4 die Frage eines operablen soziologischen Wissenschaftsbegriffes im Vordergrund stand, wird nun, insbesondere in Kapitel 5.2, der komplementäre Begriff der Praxis eingeführt. Da es sich, wie die Argumentation zeigen wird, bei der Praxis nicht um eine eingrenzbare gesellschaftliche Sphäre handelt, sondern um eine abstrakte kommunikative Referenz, geht es allerdings gerade nicht um eine Begriffsbestimmung der Praxis, sondern um eine methodisch kontrollierte Perspektive auf die *Semantik der Praxis* als einer generalisierten Fremdreferenz des Wissenschaftssystems. Die Methodenreflexion führt schließlich zum Konzept semantischer Felder und damit, wie zusammenfassend in Kapitel 5.4 gezeigt wird, zu einer heuristischen Strategie, die Wissenschaft und Praxis nicht mehr als sich »gegenüberstehende« Entitäten konzipiert, sondern als eng verflochtene Momente eines gemeinsamen semantischen Feldes. Dieses Feld ist in gewisser Weise der zentrale Gegenstand des Buches, es kann als die sprachliche Verdichtung der über die Jahrtausende emergierten und gewandelten Autonomie- und Praxisdiskurse gelesen werden. Im Blick auf dieses Feld erweisen sich die Semantik der Wissenschaft und die Semantik der Praxis als zwei Seiten eines koevolutiven Prozesses.

Die historisch-soziologischen Semantikanalysen der Kapitel 6 bis 8 rekonstruieren Ausprägungen des im fünften Kapitel zunächst nur grob skizzierten semantischen Feldes in verschiedenen historischen und räumlichen Kontexten. Zunächst wird im sechsten Kapitel die Entwicklung der Unterscheidung von *Theorie und Praxis* von der Antike bis zur Renaissance skizziert. Dabei wird aufgezeigt, dass und wie die Unterscheidung einhergeht mit einem Konzept komplementärer Lebensformen, für die bis heute die Begriffe »vita contemplativa« und »vita activa« stehen. Das siebte Kapitel orientiert sich an der Geschichte der Universität, interessiert sich allerdings nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, für institutionelle Entwicklungen, sondern für die *Semantik der Universität*, insbesondere für die Idee der nützlichen Universität. Mit

Schwerpunkt auf die Zeit zwischen dem 12. und dem 18. Jahrhundert wird aufgezeigt, welche Formen das Verhältnis von Wahrheit und Nützlichkeit im Kontext zeitgenössischer Universitätsdiskurse annimmt. Im Sinne eines die Brücke in die Gegenwart schlagenden Exkurses werden in Kapitel 7.4 zusätzlich Autonomiediskurse um 1800 und um 2000 angeschnitten. Im achten Kapitel wird daraufhin die historische Entwicklung einer der bis heute mächtigsten Identitätskonstruktionen der Wissenschaft rekonstruiert: Die Dichotomie von ›reiner‹ und ›angewandter‹ Wissenschaft, die Mitte des 18. Jahrhunderts erstmals auftaucht, sich im 19. Jahrhundert über disziplinäre und nationale Grenzen hinweg verbreitet und sich im Verlauf des 20. Jahrhundert in ein *lineares Modell* transformiert, welches eine stufenförmige, kausale Verknüpfung von ›Grundlagenforschung‹, ›angewandter Forschung‹ und ›technologischer Innovation‹ behauptet.

Alle drei Fallstudien machen Metanarrative sichtbar, die in den Selbstbeschreibungen der Wissenschaft verwendet wurden und werden, um die zweigleisige Zielsetzung, die Spannung zwischen Wahrheit und Nützlichkeit, zu entfalten. Auf eine Vorwegnahme der dabei erzielten Erkenntnisse wird hier verzichtet, es sei wiederum nur für die effiziente Lektüre angemerkt, dass jedes der drei Kapitel mit einem ausführlichen Zwischenfazit schließt, welches jeweils nicht nur eine Zusammenfassung der historisch-soziologischen Analysen enthält, sondern darüber hinaus weitergehende Thesen entwickelt. Entsprechend sind diese drei resümierenden Zwischenbetrachtungen (Kap. 6.6, 7.5, 8.7) für das Verständnis des Ertrags der vorliegenden Arbeit unabdingbar, die darin kondensierten Erkenntnisse werden im Gesamtfazit nicht noch einmal wiederholt. Das abschließende neunte Kapitel ist nicht als Zusammenfassung der Arbeit zu verstehen, sondern schlägt im Sinne einer weiterführenden theoretischen und methodologischen Reflexion den Bogen zurück zu den ersten fünf Kapiteln und fragt in abstrahierender Perspektive nach dem Ertrag der Arbeit für die Forschungspraxis der Wissenschaftssoziologie, der Differenzierungstheorie und der Systemtheorie.

Quer durch die Kapitel zieht sich eine Auseinandersetzung mit der Systemtheorie Niklas Luhmanns. So beschäftigt sich Kapitel 3.2 kritisch mit der Tendenz der Systemtheorie, gesellschaftliche Funktionssysteme puristisch auf das Prozessieren eines binären Codes zu reduzieren. In Kapitel 3.3 werden mehrere Versuche vorgestellt, einen systemtheoretischen Wissenschaftsbegriff zu definieren, der diese Engführung vermeidet. Diese Versuche sind instruktiv, schöpfen aber das wissenschaftssoziologische Potenzial der Luhmannschen Theorie nicht aus, so dass letztlich ein alternativer Zugang zu Luhmanns Werk vorgeschlagen wird. Zunächst wird in Kapitel 4.1 gezeigt, dass so verschiedene Autoren wie Thomas Gieryn oder Roy Harris mit Luhmann eine beobachtungstheoretische Perspektive auf die Semantik der Wissenschaft teilen, die es weiter-

zuentwickeln lohnt. Als Kernstück der Auseinandersetzung mit Luhmann kann dann Kapitel 4.3 gelesen werden: Hier steht der systemtheoretische Semantikbegriff im Vordergrund und es wird auf Basis einer ausführlichen Lektüre von *Die Wissenschaft der Gesellschaft* (Luhmann 1990a) rekonstruiert, wie Code und Semantik unabdingbar aufeinander verwiesen sind. In Kapitel 4.4 wird darauf aufbauend vorgeschlagen, den Diskursbegriff in die Systemtheorie einzubauen. Diskurse bezeichnen dann Differenzierungen auf der semantischen Ebene von Funktionssystemen im Unterschied zur Ausdifferenzierung von Subsystemen auf der operativen Ebene. Schließlich wird in Kapitel 5.2 aufgezeigt, wie sich mit Hilfe der Systemtheorie die Unterscheidung von Wissenschaft und Praxis begrifflich präzisieren lässt als eine Unterscheidung von generalisierten Selbst- und Fremdreferenzen des Wissenschaftssystems. Dies ist auch der Punkt, über den die Theorie selbst nicht hinauskommt, alles weitere ist eine Frage historisch-soziologischer Semantikanalysen. Am Ende entscheidet die Fruchtbarkeit dieser Analysen über die Fruchtbarkeit der zugrundegelegten soziologischen Theorie. Dennoch oder gerade deshalb wurden die systemtheoretischen Referenzen in den empirischen Studien bewusst knapp gehalten. Der theoretische und methodologische Rahmen muss sich am Ende in Ergebnissen bewähren, die auch ohne vollständige Kenntnis dieser konzeptuellen Grundlagen überzeugen. Entsprechend sei hier wiederholt, dass die drei historisch-soziologisch argumentierenden Kapitel auch als eigenständige Studien lesbar sind.

Bonn, im August 2013

